Eine neue Initiative – Satoyama

Bericht über die Teilnahme an der Konferenz für biologische Vielfalt in Nagoya, Japan vom 17. bis 22. Oktober 2010
Josef Göppel MdB

Was ist Satoyama?

Die japanische Regierung ergriff bei der Konferenz über biologische Vielfalt in Nagoya eine neue Initiative zum Artenschutz in Kulturlandschaften unter dem Namen „Satoyama“. In einer großen Zeremonie wurden 51 Partnerorganisationen vorgestellt. Aus Europa sind Birdlife International und der Deutsche Verband für Landschaftspflege beteiligt.

Gründung des internationalen Landschaftspflegenetzwerkes. Der japanischen Satoyama-Initiative schlossen sich 51 Organisationen aus allen Erdteilen an.

Das Wort **Satoyama** ist ursprünglich eine Ortsbezeichnung. Zum Verständnis ist ein Blick auf die japanische Landschaft nötig. Japan stellt den Kamm einer Vulkankette dar. Die Berge haben aufgrund ihres harten Gesteins steile Flanken und sind kettenförmig hintereinander gestaffelt. Dichter Wald zieht sich über die Gipfel. **Fruchtbares Land** für Ackerkulturen gibt es **am Fuß der Berge** beim Übergang in die Küstenebenen. Tausende von Reis- und Gemüsefeldern drängen sich dort auf engem Raum. Diese kleinbäuerlichen Gegenden

nannte man früher Satoyama von **sato** = fruchtbares Land und **yama** = Berg. Zufällig hörte ich, dass der Begriff auch im heutigen Sprachgebrauch noch so verwendet wird. Am Frühstücksbuffet unseres Hotels bot der Koch bestimmte Speisen als von „Satoyama“ stammend an.

Ein japanisches Frühstück mit rohem Gemüse, Nudeln, Garnelen, Sushi und Reis.

Als politischer Begriff meint Satoyama die **Nutzung des Landes in Harmonie mit der Natur**, das, was die westliche Welt „nachhaltige Nutzung“ nennt. Viel stärker als wir in Europa schätzen die Japaner Lebensmittel, die in traditioneller Weise hergestellt sind. Deshalb hat der Satoyama-Begriff neben dem ökologischen Inhalt auch einen starken kulturellen Klang. Die Initiative wendet sich bewusst dem **genutzten Land** zu, Gegenden, die wir Kulturlandschaft nennen. Hier treffen sich die Ziele der Europäischen Landschaftspflege-Organisationen mit denen von Satoyama. Darin steckt auch der Gedanke, **das Land wertvoller zu machen** – für die Natur, für die Ernährung der Menschen, als Einkommensquelle und als kulturelle Heimat. Kein Wunder, dass ein solches Konzept auch bei vielen Entwicklungsländern Interesse findet. Es fiel mir nicht schwer, in einem Vortrag über die Gemeinsamkeiten von Landcare-Europe und Satoyama eine allgemeine Aufbruchstimmung zu erzeugen.

Den Vortrag „Satoyama und Landcare“ finden Sie auf www.goeppel.de unter „Reden“

Ein Vertreter der Ureinwohner einer philippinischen Insel erzählte davon, wie sehr die Lebenshoffnung und der Stolz der Bewohner nach der Gründung einer Landcare-Gruppe

wieder gestiegen ist. Ihnen sei nun bewusst, dass ihre typische Lebensweise etwas Bewahrenswertes, Wertvolles darstelle. Afrikaner aus Simbabwe, Kenia, Tansania und Ghana schlossen sich der Initiative ebenfalls an.

Ein Film aus Uganda zeigt, wie eine Großfamilie ihr Land mit Bäumen aufwertet. Die Wald-Feld-Wirtschaft bringt stabilere Erträge und spart Wasser. Ein anschließender Diskussionsbeitrag aus der US-Delegation macht jedoch deutlich, wie weit die Auffassungen auseinander liegen. Nutzbares Land sei doch dazu da, „most income“ zu erzielen. Wer würde schon freiwillig Flächen für Landschaftspflege bereitstellen? Natur könne sich auf nutzlosem Land entwickeln.

Die Satoyama-Initiative möchte ein global anwendbares Konzept zur nachhaltigen Nutzung der Lebensquellen der Erde entwickeln. Das ist nicht weniger als der Versuch, die Vielfalt der Erde mit ihren regionalen Nutzungstraditionen neben der gleichmachenden Tendenz der globalisierten Zivilisation dauerhaft zu verankern.

Yotsuya – Senmaida, die 1000 Reisfelder von Yotsuya am Fuß des Berges Kurakako. Zu Weltmarktpreisen ist Reisanbau in dieser Landschaft nicht mehr wirtschaftlich. 22 Reisbauern erzeugen mit staatlicher Unterstützung hier jedoch Qualitätsreis.

Als Beispiel für ein **typisches Satoyama-Projekt** besuche ich die Yotsuya-Senmaida, die „tausend Reisfelder“ von Yotsuya im Gebiet der Stadt Shinshiro östlich von Nagoya. Von

steilen bewaldeten Bergen umgeben liegen dort 420 **Terassenreisfelder** mit einer Durchschnittsgröße von 900 Quadratmetern. Sie werden von 22 ortsansässigen Bauern bewirtschaftet. Der 70-jährige Shunji Koyama führt die deutsche Delegation durch das Gebiet. Wir steigen Terrasse um Terrasse empor und können die Mühe seiner Arbeit erahnen. Gegen Wildschweine und Affen müssen die Reisfelder eingezäunt sein. Koyama ist Vorsitzender der Landwirte-Vereinigung zur Bewahrung der Reisterrassen. Diese Aufgabe strahlt förmlich aus seinen Augen. Für ihn geht es hier um die Quellen des Seins und um Lebenskultur. Beeindruckend auch die Pflege des Brauchtums im Rhythmus der Jahreszeiten und die Einbindung von Schulkindern rund um Yotsuya-Senmaida. Höhepunkt des Jahres ist eine nächtliche Lichterwanderung durch das Tal am Erntedankfest. Ganz ohne öffentliche Unterstützung geht es auch in Japan nicht. Die Reisbauern erhalten etwa 200 Euro pro Hektar und Jahr. Die Hälfte dieser Summe zahlt der japanische Staat; jeweils ein Viertel kommen von der Präfektur Aichi und der Stadt Shinshiro. Zusätzlich gibt es noch Zahlungen für den Unterhalt der Gewässer.

Der 70-jährige Reisbauer Shunji Koyama erklärt dem Gast aus Deutschland das Prinzip Satoyama: Landnutzung in Harmonie mit der Natur. Der Hangwald im Hintergrund besteht aus Lebensbäumen und Japanischen Sicheltannen.

Am Nachmittag sehen wir im **Landwirtschaftlichen Warenhaus** Shinshiro, wie die Vermarktung bäuerlicher Produkte organisiert werden kann. Die Genossenschaft hat 1.500

Mitglieder. Alle angeschlossenen Bauern können zuliefern. Sie erhalten 84 % des Kaufpreises; 16 % nimmt die Genossenschaft für den Betrieb des Warenhauses. Auf dem Etikett jeder Einzelpackung sind Name und Adresse des Landwirts verzeichnet, von dem die Ware stammt. Das schafft Käufervertrauen! Besonders auffällig ist die große Pflanzenabteilung des Warenhauses. Der Betriebsleiser erzählt, dass selbst Leute, die auf engstem Raum leben, einige Blumen und grüne Pflanzen um sich haben wollen. Für sie sind das Lebewesen.

Im landwirtschaftlichen Warenhaus von Shinshiro können die Bauern der Umgebung ihre Erzeugnisse direkt verkaufen. Auf jedem Etikett ist der Lieferant vermerkt. 84 % des Kaufpreises gehen an den Bauern, 16 % behält die Warenhausgenossenschaft für den Betrieb ein.

Seltsam berührt tauche ich wieder in die lärmende und fast baumlose Stadt Nagoya ein. Der Dolmetscher sagt, er lebe hier mit seiner Familie gesünder als in Tokio, weil er von Nagoya aus wenigstens an einem Tag in die Natur gelangen und wieder zurückkehren könne. Wird es gelingen, der Menschheitshälfte in den Megastädten der Erde ein Bewusstsein vom Reichtum ihrer natürlichen Lebensquellen zu erhalten?

Die Konferenz

Der erste Eindruck ist positiv. Die Konferenz zur biologischen Vielfalt wirkt fachbezogener als die Klimakonferenzen. Tausende von Gleichgesinnten inspirieren. Trotzdem gibt es handfeste Interessensunterschiede. Länder mit großem Naturreichtum wollen einen **Anteil an der wirtschaftlichen Verwertung** von Pflanzen, Tieren und Mikroorganismen. Das betrifft Medikamente, Kosmetikartikel, aber auch Fruchtgetränke und fermentierte Nahrungsmittel. Die größte japanische Zeitung schrieb zur Konferenzmitte: „Viele Menschen leben unter der Illusion, dass die Artenvielfalt unbedeutend für die globale Wirtschaft ist“. Die Konferenz bringe diesen Faktor nun in die ökonomische Kalkulation ein. Gleichzeitig warnt der Sprecher der pharmazeutischen Industrie in Japan, Yuje Watanabe, vor „überstürzten Kompromissen“. Bei der Verwirklichung des von Entwicklungsländern gewünschten Vorteilsausgleiches für die Verwertung genetischer Ressourcen „würde es unmöglich, Wirtschaft zu betreiben“. Mein Eindruck in den Debatten war, dass die Länder des Südens hier nicht nachgeben werden. Sie sehen darin die einzige Möglichkeit, zu einer gerechteren Weltwirtschaft zu kommen, nachdem Zahlungen aus dem CO_2-Handel auf sich warten lassen.

Auch mit den **Zahlungen** für internationale Projekte zum Erhalt der biologischen Vielfalt geht es zäh voran. **Norwegen** stellt seit 2007 jährlich 350 Millionen Euro bereit. 2010 leistet dieses kleine Land nochmal 700 Millionen Euro zusätzlich. **Deutschland** hat für die drei Jahre 2010 bis 2012 zusammen 500 Millionen Euro zugesagt; ab 2013 jährlich 500 Millionen Euro. Bei der Konferenz war deutlich zu spüren, dass Wortmeldungen dieser beiden Staaten von den Entwicklungsländern erheblich positiver aufgenommen wurden als Beiträge aus anderen Industrieländern.

Pflanzliche Kraftstoffe werden von der überwiegenden Anzahl aller Länder positiv gesehen. Die Brasilianer machten sich zum Vorreiter dieser Ansicht. Sie behaupteten auch nachdrücklich, den Anbau der Biokraftstoffe künftig ohne Waldrodungen vorzunehmen. Der Delegierte aus Ghana, Alfred Oteng-Yeboah, mahnte demgegenüber, dass die Bauern durch den Anbau von Exportpflanzen oft ärmer würden als zuvor.

Bei allen inhaltlichen Schwierigkeiten und Gegensätzen einer solchen Großkonferenz mit Teilnehmern aus 170 Staaten beeindruckt ihre **Arbeitsatmosphäre**. Die Delegierten melden sich mit konkreten Formulierungsvorschlägen zur Sitzungsvorlage des UN-Sekretariats. Es wird auch um einzelne Worte gerungen. Daran könnten sich nationale Parlamente einschließlich des Deutschen Bundestages ein Beispiel nehmen. Beim Vergleich der

Debattenkulturen kommt mir der Gedanke, dass Hierarchien umso flacher werden, je größer die räumliche Ebene ist. Hier sticht niemand mehr heraus. Ein wenig ist das auch auf der europäischen Ebene schon so. Gefolgschaftsrituale brauchen umgrenzte Räume wie Nationalstaaten oder Bundesländer.

In UNO-Konferenzen werden die Staaten nach Kontinenten gegliedert.
Bei der Biodiversitätskonferenz bildeten sich überschneidend dazu vier andere Gruppen: Entwicklungsländer (131 Staaten einschließlich China), Europäische Union, kleine Inselstaaten und Länder mit großer Artenvielfalt (17 Staaten). Die USA unterschrieben 1992 die Biodiversitätskonvention nicht, sie sind bis heute eine „Non Party“. Ihre Delegierten nehmen als Beobachter teil.

Übersetzungen gibt es nur im Plenum der Konferenz und auch da nur in die UNO-Sprachen Englisch, Französisch, Spanisch, Arabisch, Russisch und Chinesisch. In allen übrigen Zusammenkünften sprechen die Europäer Englisch ohne Übersetzung.

Ein Bild aus der allmorgendlichen EU-Koordinationsbesprechung. Hier die Delegierten aus Österreich, Estland, Großbritannien und Zypern. Es herrscht konzentrierte Arbeitsatmosphäre. Alle sprechen englisch. Übersetzt wird nicht.

Bei den allmorgendlichen Besprechungen der EU-Delegationen kam in mir so etwas wie Heimatgefühl auf. Plötzlich empfindet man die Leute aus Frankreich oder Spanien als Teil

der „Familie“, als Einheit gegenüber anderen. Bei einem Anteil von 6 % an der Weltbevölkerung ist das auch wohl angebracht. Etwas bedauert habe ich, dass es keine institutionalisierten Kontakte zwischen der EU und unserem Nachbarkontinent Afrika gibt. Verbindungen dahin hängen von der persönlichen Initiative einzelner Delegierter ab.

Die kongolesische Delegation berät sich in einer Sitzungspause. Es geht um den gerechten Ausgleich bei der Nutzung von Pflanzen und Tieren für Industrieprodukte.

Vom Land und den Menschen

Der erste Blick auf Japan überrascht. Beim Anflug von Westen her am frühen Morgen sind nur bewaldete Berge und tiefe Schluchten zu sehen.

Die Küstenebene im Osten der Hauptinsel Honshu ist dicht bebaut. Alle großen Städte liegen dort. Selbst inmitten der Städte gibt es aber Reisfelder. Jedes Fleckchen Erde wird genutzt.

Der erste Blick auf Japan aus dem Flugzeug überrascht. Bewaldete Berge steigen fast unmittelbar aus dem Meer auf. Nur ein schmaler Küstenstreifen ist besiedelt. Morgennebel liegt in den Tälern. Ich sehe Stauseen, Stromleitungen über die Berge und Straßen in engen Tälern. Erst später erfahre ich, dass die großen Städte aus klimatischen Gründen an der Ostküste zum Pazifik hin liegen. Als wir dort ankommen, spüre ich, welch große Leistung es ist, auf so engem Raum eine funktionierende Zivilisation für 127 Millionen Menschen aufzubauen. Alles wirkt straff, konzentriert, auf Funktionieren bedacht. Im Zug vom Flughafen zur Stadtmitte von Nagoya muss ich auf dem Platz sitzen, für den meine Fahrkarte ausgestellt ist. Die Platzkarte wird sichtbar an die Rückenlehne des Vordersitzes geheftet.

Mundschutz in der U-Bahn. Viele Japaner tragen ihn bei Schnupfen. Sie wollen andere Menschen nicht anstecken.

Die Bahnhöfe sind blitzsauber, keine Zigarettenkippe zwischen den Gleisen. Alles wirkt sehr diszipliniert. Hat nicht der Tod durch Überarbeitung einen japanischen Namen – Karoshi? Andererseits erfahre ich durch die Dolmetscher, dass es im Kollegenkreis sehr wohl feucht fröhliche Feste gibt. Von allem was dort geschah fällt aber am nächsten Morgen kein Wort. Es gibt eine Kunst des Vergessens und die Kunst des Ignorierens. Was gegen Konventionen verstößt, wird nicht gehört und schon gar nicht beantwortet.

Bahnhof Meitetsu in Nagoya. Menschen dicht gedrängt.
Alles funktioniert. Alles ist sauber.

Das Stadtzentrum von Nagoya – dicht bebaut und ohne Grün.

Die Insellage Japans hat zu einer hohen Gemeinschaftsbetonung geführt. Der auf seine Freiheit bedachte Europäer steht oft staunend vor der Zurücknahme der eigenen Persönlichkeit in Japan. Das stoßweise ausgesprochene hai hai (ja ja) mit leichter Verbeugung hörte ich bestimmt tausend Mal in einer Woche; das Wort iie (nein) niemals. Japaner wirken immer freundlich. Man sollte sich von ihrem Lächeln aber nicht täuschen lassen. Tut jemand nicht das, was sie wollen, so geben sie nicht nach.

Die Burg zu Nagoya im Abendrot – was können wir Europäer von den Japanern lernen? - Wie man Traditionen lebendig erhält und doch offen ist gegenüber allem Neuen!

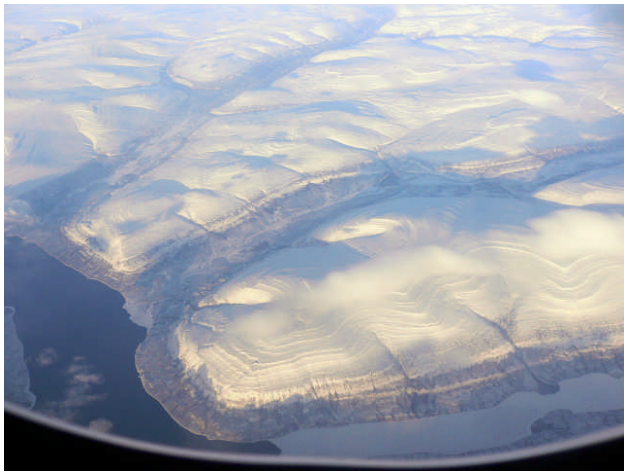
Kinder werden im Toyota no Mori, einem Umweltbildungszentrum am Rand von Nagoya an die Natur herangeführt.

Ein ganz anderes Bild vom japanischen Denken öffnete sich mir im **Hain des shintoistischen Aszta-Schreins** im Süden von Nagoya. Jeder Japaner gehört durch Geburt dem Shinto an. Nach dem Shinto-Glauben ist auch die Natur von den Göttern geboren und damit beseelt und lebendig. Die uralten Bäume im Tempelbezirk werden deshalb sorgfältig gepflegt. Ein eigener Baumpfleger ist dafür angestellt. Shinto bedeutet „Weg der Götter“. Der Kern des Shinto ist die Natur- und Ahnenverehrung. Beim Tod geht jeder Japaner in die lange Ahnenreihe ein, die eine Verbindung zwischen den Lebenden und den Göttern darstellt. Ich sehe, wie junge Japaner in westlichen Anzügen vor dem ältesten Kampferbaum des Hains still verharren und beten. In seinen Kraftlinien sind die Ahnen spürbar. Ich sehe ein junges Ehepaar, das sein Kind nach alter Tradition zum Shinto-Schrein bringt, ein Geschehen, das der christlichen Taufe ähnelt.

Der shintoistische Aszta-Schrein in Nagoya. Auch viele moderne Japaner beten dort zu Göttern und Ahnen.

Eine junge Familie bringt ihr Kind zum Aszta-Schrein. Dieser feierliche Tag hat eine ähnliche Bedeutung wie im Christentum die Taufe.

Der ewige Kreislauf des Lebens gliedert sich im Shintoismus in zwölf Jahreskreise, die sich immer wiederholen. Deswegen seien Menschen, die beispielsweise 36, 48 und 60 Jahre alt sind, besonders eng verbunden. Sichtbares Zeichen dafür ist das gemeinsame Jahrestier. Für alle, die 2010 ein durch 12 teilbares Alter haben, ist das gemeinsame Symboltier der Tiger.

Zum Abschied beglückwünschte mich der Tempelförster Menozu Nakano zum vollendeten 60. Lebensjahr. Damit beginne ein neuer 12-Jahres-Kreis mit neuen Lebenskräften. Na denn, schon um das zu erfahren, hat sich die Reise nach Japan gelohnt!

Der stärkste Eindruck beim Rückflug ist der Blick auf Sibirien. Riesige Weiten unter strahlend weißem Schnee